

Die Flucht

«Mama, wann kommen wir endlich an?» Ich war erschöpft. Meine Füße bluteten, meine Schultern schmerzten. Ich hatte wenig geschlafen. «Dora, ich wünschte ich könnte es dir sagen.» Auch meine Mutter war am Ende, aber sie beklagte sich nicht obwohl sie zusätzlich zu ihrem Gepäck noch die Zwillinge Dorian und Daniel abwechselnd tragen musste. Ich wünschte mir einfach eine Pause. Eine Pause vom Laufen, eine Pause von den Schmerzen und eine Pause von dem Krieg. Dieser blöde Krieg war der Grund für unsere Flucht, Schuld an all den Schicksalsschlägen. Mein Vater musste in den Krieg und unser Haus war zerstört. Was sollten wir tun? Wohin sollten wir gehen? Das Einzige, was wir wussten, wir müssen weg, weg aus Syrien.

Es fühlte sich an, als wären wir schon tausende Kilometer gelaufen. «Nur noch zwanzig Kilometer, das müssen wir heute noch schaffen», sagte der Anführer unserer Gruppe. Seufzend liefen wir weiter, das Ziel Libanon endlich vor Augen. Vor und hinter mir waren jeweils etwa hundert Menschen, die alle nur eines wollten: Sicherheit. Als ich den Kopf hob, schaute ich in die untergehende Abendsonne, die Rosa- und Orangetöne waren unbegreiflich schön. Für einen kurzen Moment vergass ich alles. Ein Schrei aus dem vorderen Teil der Gruppe brachte mich zurück in die Realität. Besorgt sah mich meine Mutter an. Ich rannte nach vorn. Es war schrecklich. Wäre ich lieber hinten geblieben. Eine Frau lag am Boden. Sie war auf der unebenen Strasse gestürzt. Es bildete sich eine riesige Blutlache. Mittlerweile standen viele um sie herum, keiner versuchte zu helfen, sie beobachteten nur wie ihr Körper allmählich die Kraft verlor. Auch meine Mutter stand im Kreis. Sie blickte mit leeren Augen auf die sterbende Frau. Fast täglich verloren wir jemanden aus der Gruppe. Mitleid konnte man sich in dieser Situation nicht leisten. Es fehlte an allem, an Nahrung, Medikamenten. Niemand teilte das bisschen was er hatte. Manche, und auch ich versuchten am Wegrand in den Büschen Beeren oder essbare Wurzeln zu finden. Wenn man Glück hatte, fand man auch Vogeleier.

Die Nächte waren kalt. Ich beobachte die unendlich vielen Sterne am Himmel und träumte von besseren Zeiten. Schritt für Schritt entfernten wir uns von unserer Heimat in eine unbekannte, bessere Zukunft. «Dora?» Daniel, mein kleiner Bruder blickte mich aus grossen Augen an. «Ja?» Er schien mit sich selbst zu kämpfen, denn sein Blick war auf den Boden gerichtet. «Ich habe die Tage gezählt. Morgen haben Dorian und ich Geburtstag. Denkst du wir bekommen Geschenke?» Seine hoffnungsvollen Augen brachen mir das Herz. Weil Tränen in meinen Augen brannten, nickte ich einfach und wir stapften weiter. Bald würden wir die Grenze erreichen, ganz bald.

Ungefähr vier Stunden später erreichten wir tatsächlich die libanesischen Grenze. Eine Familie nach der anderen kletterte auf die hohe Mauer, das Tor zu einer friedlicheren Welt. Ich warf meiner Mutter einen besorgten Blick zu. Die Zwillinge waren gerade mal sieben Jahre alt und mussten ständig getragen werden, weil ihnen die Kraft zum Laufen fehlte. Wie sollten sie über so eine hohe Mauer klettern?

Endlich waren wir an der Reihe. Meine Mutter kletterte voraus. Mit einer Hand hievte ich ihren Fuss hoch, so dass sie auf die Mauer klettern konnte. Als sie oben stand rutschte sie fast aus. «Dora, sie haben etwas Öliges hier draufgeschmiert, pass bloss auf.» Ich schleuderte unser Gepäck zu ihr nach oben, aber ich schaffte es nicht hoch genug. Hilfesuchend drehte ich mich zu meinen Mitflüchtenden um. Niemand half. Jede Familie weniger, jeder Mensch weniger bedeutete mehr Essen, mehr Kleider und eine grössere Chance das Ziel zu erreichen. Alle sahen nur betreten zu Boden. Ich

war kurz davor aufzugeben, aber die verängstigten Blicke der Zwillinge gaben mir die Willenskraft weiterzumachen. In Tränen trennte ich mich von unserem Gepäck und warf nur eine Decke und eine Wasserflasche zu meiner Mutter nach oben und steckte unseren Geldbeutel mit unserem wenigen Geld in meine Hose. Mit einem verständnisvollen Nicken gab sie mir zu verstehen, dass ich richtig gehandelt hatte. Als ich Daniel nach oben stemmte, spürte ich einen stechenden Schmerz in meinem Oberarm. Als ich Dorian hochhievt war der Schmerz kaum noch auszuhalten. Meine Mutter legte sich auf die Mauer und reichte mir ihre Hand und mit allerletzter Anstrengung und unter grossen Schmerzen stemmte ich mich mit einem ohrenbetäubenden Schrei nach oben.

Ich sah einen überfüllten Lastwagen. Unser Anführer gestikulierte, dass wir uns auch hineinquetschen sollten. Hastig gingen wir auf den Wagen zu, wurden aber von einem Mann gebremst. «20 Mäuse pro Person.» Ich zog den Geldbeutel aus meiner Hose und stellte fest, dass wir nur für drei Personen zahlen konnten. Meine Mutter musste meinen Blick gesehen haben, denn sie schubste meine Brüder und mich auf den Laster zu. Sie nahm mich in den Arm und flüsterte mir Worte ins Ohr, die ich niemals vergessen wollte: «Dora, du musst durchhalten, ich weiss, dass du es schaffen kannst, gib nicht auf! Du wirst eines Tages Grosses Erreichen!» Flüchtig umarmte sie die Zwillinge und wir stiegen in den Wagen. «Neeeeiiin!» Dorian und Daniel's Schreie brachen mir das Herz. Ich musste diesen Weg ohne meine Mutter meistern. Am liebsten hätte ich mitgeschrien und wäre zu meiner Mutter zurück, aber ich wusste, dass nichts sie überzeugen konnte. Als der Wagen losfuhr rollten mir Tränen der Trauer über die Wangen.

Die Stille im Lastwagen war unerträglich. Dorian und Daniel hatten ihren Geburtstag zum Glück vergessen. Ihnen liefen immer noch Tränen über die Wangen. Mit sanften Bewegungen streichelte ich ihre schwarzen Haare und schliesslich schliefen sie ein. Ohne meine Mutter trug ich jetzt die Verantwortung. Was würden wir tun, wenn wir diese Fahrt überlebten? Wohin ging dieser Wagen überhaupt? Was würde meine Mutter tun? Was wird mit den anderen passieren, die auf der anderen Mauerseite waren als der Wagen losfuhr? Kommen wir irgendwie an Geld? Besorgt ging ich zu unserem Anführer. Er schien mir für diesem Moment die richtige Person zu sein.

Nelson, so lautete sein Name, konnte alle meine Fragen beantworten und ich wusste nun, was uns bevorstand. Es würde schwierig werden, aber es war möglich.

Die Fahrt mit dem Lastwagen dauerte mehrere Tage. Jeder verlief gleich. Am Morgen hatten wir zehn Minuten um uns etwas zum Essen zu besorgen und unser Geschäft zu erledigen und abends herrschte die gleiche Routine. Als wir an unserem Ziel, dem libanesischen Hafen, ankamen, war es kurz vor Sonnenuntergang.

Ich folgte Nelsons Anweisungen und schlich langsam auf eines der zahlreichen Schiffe zu. Dorian und Daniel waren in den Plan eingeweiht und folgten mir. Der Stolz, den ich für die beiden empfand, war unbeschreiblich gross und gab mir die Kraft weiterzumachen. Der Hafen war menschenleer. Wir näherten uns einem Schiff, das ‚Amal‘ hiess. Es schien eine Fähre zu sein. Zu unserem Glück war die Brücke, die zum Schiff führte, nur mit einem Sicherheitsband abgesperrt. Wir rollten uns unter dem Sicherheitsband durch und tappten zu dem imposanten Schiff. Mit den Zwillingen dicht hinter mir schlichen wir an Deck entlang und gingen zu den Bänken. Wie Nelson es mir beschrieben hatte, gab es unter den Bänken eine Kiste, gefüllt mit Sicherheitswesten. «Ihr dürft euch auf keinen Fall bewegen. Wenn es an Platz mangelt, könnt ihr ein paar Sicherheitswesten über Bord werfen. Kommt erst aus

eurem Versteck, wenn ihr für sechzig Minuten keine Regung gehört habt, sonst erwischen sie euch noch.» Nelsons Worte hallten in meinem Kopf und ich wiederholte sie für die Zwillinge. Sie nickten verängstigt. Zum Abschied umarmten wir uns, hoffentlich nicht zum letzten Mal.

Die stickige Luft in der Kiste erschwerte mir das Atmen. Die Hitze war unerträglich. Schweissperlen brannten in meinen Augen, aber ich konnte sie nicht wegwischen, da ich mich nicht bewegen durfte. Also schloss ich einfach meine Augen und versuchte, nicht einzuschlafen.

Ein Gebrüll riss mich aus meinem Schlaf. Verdammt, ich war eingeschlafen. Draussen muss es dunkel geworden sein, weil ich meine Hände in der Dunkelheit nicht sehen konnte. Ich lauschte, konnte aber keine Wörter von der Auseinandersetzung verstehen. «Nevermind, good night.» Ich hörte wütendes Stampfen auf dem Deck, und dann wurde alles still. Sofort begann ich zu zählen. 1,2,3...

... 3599, 3600! Eine Stunde der Stille war vergangen. Leise hob ich den Deckel der Kiste hoch und spähte nach draussen. Keine Menschenseele war zu sehen. Geräuschlos stieg ich aus der Kiste und nahm einen tiefen Atemzug aus der frischen Abendluft. Danach eilte ich zu den Zwillingen. Um es weniger beängstigend zu machen, hatte ich beschlossen, die beiden zusammen in eine Kiste zu stecken, sie waren schliesslich etwas kleiner. Als ich den Deckel aufhob, blickten mir zwei schlafende Engel entgegen. Am liebsten hätte ich sie weiterschlafen lassen, aber ich musste sie wecken. «Dora, wo sind wir?» Ich zuckte mit den Schultern und presste meinen Zeigefinger gegen meine Lippen. Wir mussten jetzt mucksmäuschenstill von der Fähre verschwinden. Ich half die beiden aus der Kiste und spürte wieder diesen stechenden Schmerz in meinem Oberarm.

Wir waren jetzt möglicherweise in unserer neuen Heimat angekommen und diese Chance würden wir nicht wiederbekommen. Unhörbar huschten wir vom Schiff. Endlich wieder fester Boden unter den Füßen, aber ich wusste, dass wir noch nicht in Sicherheit waren. Wir begannen zu laufen. Wohin wussten wir nicht.

Nach unzähligen Stunden des Laufens erreichten wir die Spitze eines Hügels. Noch immer wusste ich nicht, wo wir waren. Dann entdeckte ich in der Mitte eines heruntergekommenen Zeltplatzes eine Fahne, die ich aus der Schule kannte. «Daniel, Dorian, wir sind in Griechenland.» Ihr Blick verriet mir, dass sie keine Ahnung hatten, was und wo Griechenland war.

Ja, wir gehörten jetzt offiziell zu den Flüchtlingen. Wir mussten unsere Heimat verlassen, weil einige Menschen sich wegen ihrer Differenzen nicht mochten und sich deswegen bekriegen mussten. Wahrscheinlich würden sie erst vor einem Kometeneinschlag, der die gesamte Menschheit auslöschen würde, merken, dass ihre Probleme auf friedliche Art lösbar wären. Aber als sechzehnjähriges Mädchen konnte ich so etwas nicht sagen. Stattdessen musste ich und Millionen andere Menschen vor diesem Krieg flüchten und in schäbigen, undichten Zelt wohnen. Immerhin waren wir in Sicherheit.

Ich blickte zu Dorian und Daniel hinunter. Sie betrachteten die Zeltstadt mit grossen Augen. Ich folgte ihrem Blick und entdeckte einen Spielplatz mit einer Rutschbahn und mehreren Schaukeln. Wann waren sie zuletzt auf einem Spielplatz gewesen? Vor einem halben Jahr? Ich wollte nicht weiter darüber nachdenken. Wir hatten kaum eine andere Wahl, als hierzubleiben. So viel Glück werden wir nicht nochmals haben und

ausserdem hatte ich keine bessere Idee. Abgesehen von der Tatsache, dass wir kein Geld, keine Papiere und keine Mutter hatten, ging es uns gut. Es hätte uns schlimmer treffen können, aber darüber wollte ich nicht weiter nachdenken. Stattdessen nahm ich die Hände meiner Brüder und sagte: «Willkommen in eurem neuen Zuhause.»